№ 44 Neue Gartenlaube. 1900

Beilage zum „Danziger Courier".

Nach Jahren.

Roman von Martin Bräuer. [5]

Fortsetzung.

„Sie sprechen von — —" rang die Freifrau hervor und hielt es für Wahnsinn, den Namen auch nur auszusprechen, der ihr so heiß auf den Lippen brannte.

Bertram deutete nach dem Bilde an der Wand, wie wenn er dessen Zeugenschaft anrufen müsse für das, was er jetzt zu sagen habe.

„An diesen Augen habe ich ihn erkannt," sagte er feierlich, „und auch Sie, gnädige Frau, werden sagen — ja, das ist mein verschollener Sohn, — — mein nach elf Jahren aus Frankreich zurückgekehrter Sohn."

„Allmächtiger Gott," schrie sie auf und preßte beide Hände an die Schläfe, „Sie sagen mein Sohn, — — mein Sohn kehrt aus Frankreich zurück?"

Erschüttert bis ins Mark hinein stand der biedere Mann da und nickte nur mit dem Kopfe, denn die Worte waren ihm jetzt versagt. Stumm sah er zu, wie sich die schwergeprüfte Mutter aus dem Sessel erhebt und nicht weiß, was sie thun soll und sich selber nicht finden kann. Dann umklammert sie die Hand ihrer Tochter und schien mit einmal die Kraft gewonnen zu haben, sich von all dem loszureißen, was von außen und aus ihrem Herzen hervor auf sie einstürmte.

„Herr Ortsvorsteher," begann sie endlich, „ich habe Sie in all den Jahren als Mann kennen gelernt, der sich voll über die Tragweite dessen bewußt ist, was er einer Mutter unter diesen Verhältnissen sagt."

„Hätte ich's gewußt, gnädige Frau, daß das so schwer sei, nie und nimmer hätte ich's übernommen. Ich konnte ja die Nachricht von Amtswegen Ihnen ins Haus gelangen lassen, aber ich dachte Ihnen ein großes Glück ins Haus zu bringen."

„Aber so fasse Dich doch, Mama," rief Hertha jetzt aus und stützte die Freifrau, weil sie befürchtete, diese könnte zusammenbrechen.

Die neue meteorologische Station auf der Zugspitze.

„Aber hörst Du denn nicht Hertha," rang die Freifrau hervor und ihre ganze Gestalt bebte, „er spricht ja von Alfred, von Deinem Bruder, von meinem Sohn!" Und ein Sturm von Freude, ein plötzlich hereinbrechender Orkan jenes Glücksgefühls, das niederreißen und töten kann, brauste über sie hin.

„Ja, ich spreche von dem verschollenen Avantageur von 70," stammelte Bertram und es wurde ihm immer schwerer, seine Aufgabe zu lösen, „ich spreche von Ihrem Sohn, gnädige Frau. — Er stand gestern vor mir, ich hielt seine Hand in der meinen und an den Augen auf dem Bilde dort habe ich ihn wieder erkannt."

Er nahm einige Papiere unter dem Rock hervor und schlug jetzt einen ruhigen, geschäftsmäßigen Ton an, weil er fühlte, daß dieser ihm in seiner Seelenstimmung den besten Halt bieten konnte.

„Es war klug," fuhr er fort, „daß der junge Freiherr mit seiner Retterin zuerst nach Albersweiler kam und sich vor mir legitimierte. Ich habe einen Teil seiner Papiere an mich genommen und mitgebracht. Darunter ist der ehrenvolle Abschied aus der französischen Fremdenlegion; nehmen Sie, gnädige Frau!"

Er hielt ihr die Papiere hin. Der geschäftsmäßige Ton, den der Ortsvorsteher angeschlagen, wirkte auch beruhigend auf die Freifrau. Sie sank in den Sessel zurück und hörte wie traumverloren ihm zu. Bertram legte ihr die Papiere in den Schoß und sie zuckte, als ihre Hand das knisternde Papier berührte, und dann blieb diese blasse weiße Hand wie erstorben darauf liegen. —

„Ich habe die Papiere von Amtswegen geprüft," fuhr er fort, „und alles in guter Ordnung befunden. Herr von Sierland wurde in jener Nacht von den Alberswei-

ler Franktireurs verwundet und Kaulmann, der ja selber einer der schlimmsten unter den Aufständigen war, hat ihn gerettet. Da seine Kampfgenossen keinen von den Preußen davonkommen lassen wollten, versteckte er ihn und des Nachts packte er ihn in Heu und Stroh auf seinen Wagen und floh nach Frankreich. Dort nahmen ihn die Franzosen als Gefangenen auf und brachten ihn mit andern nach Afrika."

Wieder hielt der Ortsvorsteher inne, als erwarte er auch nur ein einziges Wort von den zuckenden Lippen der Mutter. Als er sich hierin getäuscht sah, setzte er seinen Bericht fort:

„In Afrika hat sich der junge Herr der Gefangenschaft durch die Flucht entzogen. Er lief in die Wildnis hinaus. Es war toll, aber er hat es gethan. Er steckte lange unter den Arabern und hatte da viel Elend zu ertragen. Zuletzt, als das Schlimmste bei ihm zum Schlimmen gekommen, näherte er sich einem Kastell in der Wüste und trat, um seiner Not ein Ende zu machen, unter die Fremdenlegionäre. Nun schrieb er Briefe in die Heimat, aber keiner kam an."

„Angenommen," flüsterte jetzt die Freifrau und bemühte sich, ebenso geschäftsmäßig zu sprechen, wie Bertram, „angenommen, Sie sprechen von meinem Sohn. — Mein Gott, Sie begreifen doch, wie schwer es mir fällt, mich in diese Möglichkeiten zu finden, — dann bitte ich mir zu erklären, in welchem Verhältnis die fremde Dame zu meinem Sohne steht?"

„Verzeihung, gnädige Frau, das hätte ich gleich zu Anfang sagen müssen, ich nahm es mir auch vor, aber — es ließ sich nicht machen. Die Dame folgte dem jungen Herrn nach Frankreich, nach Afrika und verlor ihn gerade an dem Tage aus den Augen, als die übrigen Gefangenen ausgewechselt und in die Heimat zurückgeschickt wurden. Der junge Herr hatte das Unbegreifliche gethan und war in die Wildnis geflüchtet. Zehn Jahre suchte sie umsonst nach ihm, und ich denke, das ist eine lange Zeit. Sie verlor den Mut und den Glauben nicht und schreckte selbst vor gefährlichen Wanderungen in die Wüste nicht zurück. Diese ruhelosen Bemühungen sollten belohnt werden, — sie fand den jungen Herrn endlich in der Fremdenlegion. Mit schweren Opfern gelang es ihr, ihn frei zu machen und nach Paris zu bringen. Doch das finden Sie alles in den Papieren."

Die Freifrau starrte auf die Papiere, die in ihrem Schoß lagen und ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust. Alles, was sie geduldet und gelitten in den qualvollen elf Jahren zog an ihrer Seele vorüber.

„Herr Ortsvorsteher," sagte sie endlich mühsam, „ich befinde mich in einer Seelenstimmung, die es mir unmöglich macht, auch nur einen klaren Gedanken zu fassen und ich bitte Sie darum, nachsichtig mit mir zu sein; nur um das eine ersuche ich Sie, nennen Sie mir den Namen dieser fremden rätselhaften Dame."

„Sie hat mich gebeten — Ihnen zu sagen, daß die — Normand — glücklich sei, Ihnen den geretteten Sohn zuzuführen."

Die Freifrau zuckte, — dann lag es hart und herb in ihrem Angesicht und schien sich dort versteinern zu wollen. Dann richtete sie sich auf, ihre Blicke irrten einen Moment mit dem Ausdruck der Furcht durch das Gemach, wie wenn sie sich vor einem Gespenst entsetzte und dann stand sie da, mit verhaltenem Atem, wie erstarrt.

„Herr Bertram," rang sie hervor und schirmte jetzt die schmale Hand über die Augen, „ich muß es zuerst versuchen, zu mir selber zu kommen!" Den Arm Herthas nehmend, fuhr sie dann fort: „Entschuldigen Sie mich!"

Auf ihrer Tochter Arm gestützt, ging sie langsam, mühsam nach dem offenstehenden Nebengemach. Die Thür fiel ins Schloß, der Herr Ortsvorsteher war mit sich allein.

Wie vom Donner gerührt, stand der schlichte Mann vom Lande da und blickte die Thür an. Wie viele Dinge in der Welt, die unbegreiflich erschienen, hatte er schon begreifen lernen müssen, — das Verhalten der Freifrau aber begriff er nicht. „Das Kraut der Dankbarkeit scheint in diesem vornehmen Hause nicht zu gedeihen," murmelte er in sich hinein, „der vielbeweinte Sohn befindet sich auf dem Wege zur Mutter und sie faßt die Nachricht auf wie ein Unglück."

Der heiße Unmut drohte ihm über dem Kopf zusammenzuschlagen. Unruhig lief er jetzt auf dem kostbaren Teppich auf und nieder und rang mit dem Entschluß, kurzer Hand die Villa zu verlassen, um die Dinge gehen zu lassen, wie sie wollten.

Ja, er will gehen und schon greift er nach seinem durchnäßten Hut. Luft und Licht in diesem Hause sind ihm unerträglich. Er hatte geglaubt, das sonnige Glück in dieses Haus der Trauer zu tragen, mit einem Jubelschrei, der aus den tiefsten Gründen eines Mutterherzens kommt, empfangen zu werden und mußte nun einen solchen Auftritt erleben.

Schon steht er an der Thür, die auf den Korridor führt, in der Brust die Gefühle eines Mannes, der seine besten und edelsten Absichten verkannt sieht, als die Freifrau wieder geräuschlos im Zimmer erscheint.

Sie erkennt sofort die Absicht des Mannes aus Albersweiler und sieht ihn bittend an. Sie hat den Hut abgenommen und auf ihrem erbleichten Haar liegt ein unbestimmter, irisierender Schein.

„Mich erwarten tausend Geschäfte," entschuldigt sich Bertram und ist etwas verlegen, „mir sind die Minuten zugezählt."

„Gönnen Sie mir nur noch einen Augenblick, Herr Bertram," redet sie ihn bittend an, „Sie stehen mir näher, als Sie ahnen können und ich habe es nicht vergessen, daß Sie sich mir in so mancher schweren Stunde als trostreicher Freund bewährt!"

„Ich würde stolz darauf sein, gnädige Frau," gab dieser zurück und näherte sich, immer den Hut in der Hand, wieder einem Sessel, um sich sofort zu setzen, „Ihr Vertrauen zu besitzen, trotzdem ich eigentlich nur das gethan in den elf Jahren, was jeder andre auch thun würde."

Er bemerkte jetzt, daß sie eine Photographie in der Hand hielt und das fiel ihm auf.

„Sie besitzen so sehr meine Hochachtung und mein Vertrauen, daß ich mich gedrängt fühle, mit Ihnen über Dinge zu sprechen, die ich vor aller Welt in meinem Herzen begraben und über die man als Witwe nach dem Tode des Gemahls schweigen sollte."

„Was können das für Dinge sein?" dachte Bertram und blickte die Dame des Hauses erwartungsvoll an. Auch sie nahm jetzt ihm gegenüber Platz und hielt ihm die Photographie entgegen.

„Herr Ortsvorsteher, ist das das Bild der freundlichen Dame, die im Jahre 1871 nach Albersweiler zu Ihnen kam?"

Ein einziger Blick Bertrams genügte, um im Bilde die Dame von damals zu erkennen, deren Schönheit ihm so sehr aufgefallen war.

„Ja, gnädige Frau, das ist die Dame von damals, indessen, jetzt sieht sie anders aus."

„Ich habe mich also nicht getäuscht," fuhr sie fort, „Herr Ortsvorsteher, Sie haben damals gewiß viel mit der Dame sich unterhalten, und darum bitte ich Sie, mir rückhaltlos zu sagen, ob Sie den Namen meines verstorbenen Gatten genannt?"

Bertram blickte wie verblüfft die Freifrau an.

„Nein, gnädige Frau."

„Ließ sie erkennen, daß sie im Auftrage des Freiherrn von Sierland nach meinem Sohne forschte?"

Es lag etwas wie Mißtrauen gegen Bertram in ihrem Wesen. Mit beinahe ängstlicher Spannung blickte sie ihm in die Augen.

„Nein," entgegnete dieser beharrlich und vor seiner Seele baute sich der trostlose Roman einer verratenen Frau auf, „wer konnte denn in Albersweiler so etwas denken? Ich hielt die Dame für eine Anverwandte, vielleicht für eine — Tante."

Freifrau von Sierland warf jetzt das Bild, mit dem Ausdruck des Abscheus im Angesicht, von sich auf den Boden.

„Und doch ist es so," stieß sie hervor, „denn wie käme eine Normand dazu, nach meinem Kinde zu forschen, für das sie nur Gefühle des Hasses haben konnte."

Wie beschämt saß der Ortsvorsteher da. Das Rätsel des Verhaltens der Freifrau war ihm nun gelöst, aber auch eben so klar stand es ihm vor Augen, daß die Normand keine gute Empfehlung für ihn bei der Dame des Hauses sein könnte.

„Aber gnädige Frau," stammelte er endlich, das am Boden liegende Bild betrachtend, „wie konnte ich denn ahnen?"

„Es bedarf keiner Entschuldigung, Herr Bertram, eine solche von Ihrer Seite würde fast beschämend für mich sein, dagegen bin ich es Ihnen schuldig, weil ich ganz von Ihnen verstanden sein möchte, Aufklärungen zu geben."

Sie hielt hier inne und man sah es ihr an, wie qualvoll ihr eine solche Notwendigkeit war. Sie hatte die Hände in den Schoß gelegt und nervös bewegten sich ihre schlanken Finger. Ohne den Blick zu dem biederen Manne vom Lande aufzurichten, begann sie fast flüsternd zu erzählen:

„Mein Gatte hatte in seinen jungen Jahren die Normand gekannt. Leider scheint diese Person einen größeren Einfluß auf sein Herz besessen zu haben, als diejenigen ahnten, denen seine Schwärmerei kein Geheimnis war. Erst nach der Hochzeit erfuhr ich etwas von der Existenz dieser Normand. Wenn sich mein Verhältnis zu meinem nun in Gott ruhenden Gemahl im Verlauf unsrer Ehe sehr oft trostlos gestaltete, so ist dies auf diese Person zurückzuführen. Meine Begriffe von der Heiligkeit der Ehe standen zu hoch, als daß ich es ertragen konnte, daß eine solche Person zwischen mir und meinem Manne stand. Und doch stand sie da und

machte sich bemerkbar.“ Und wie aus gefoltertem Herzen aufschreiend, fuhr sie fort: „Sie zerstörte unser Glück, verfolgte mich mit ihrem Haß, — und dieses Weib ging nach Albersweiler und forschte nach meinem Kind, — dieses Weib bringt mir den Sohn zurück!“

Sie ließ hier den Kopf in den Polster des Sessels sinken und bedeckte sich mit beiden Händen die Augen.

Der Ortsvorsteher saß wie auf Kohlen. Was würde er darum gegeben haben, endlich erlöst zu sein.

„Nun, ich werde ihr sagen,“ platzte er heraus, „daß sie nie und nimmer von Ihnen empfangen werden kann!“

„Thun Sie das nicht,“ versetzte jene und starrte ins Leere, „ich will sie empfangen! Wer könnte gegen Fügungen des Geschickes streiten? Die Verhältnisse liegen ja auch heute ganz anders, mein Mann ist tot! Ganz Schuld. Seit dem Tode meines Mannes ist mir diese Schuld bewußt. Ich trage schwer daran, daß ich die Liebe zu meinem Kinde, zu meinem Sohne, höher stellte, als die zu meinem Mann. — Aber hätte das möglich sein können ohne die Normand?“

„Vielleicht ist es nicht gut, über dem Kinde den Vater zu vergessen, in dem ja beide leben, Vater und Mutter. — Aber ich bin ein schlichter Mann, der nie Zeit hatte, über solche Dinge nachzudenken. Verzeihen Sie, gnädige Frau, meine Geschäfte!“

Er riß sich hier los und eilte, den nassen Hut in der Hand, fort. Erst draußen im Park, als der graue Himmel sich wieder über seinem Haupt wölbte und der Sprühregen erfrischend ihm ins Gesicht wirbelte, atmete er auf. — — — — — — — — — — —

Wohl einige Minuten hindurch ging Freifrau von Sierland, nachdem der Ortsvorsteher sie verlassen, im Zimmer sinnend langsam nach dem Haupteingang der Villa. Plötzlich aber bleibt die Freifrau stehen, wie wenn sie vor einem der vielen Gedanken erschrocken wäre, mit denen sie sich beschäftigt. Sie fragt sich, wie sie den Sohn empfangen soll, aus der Hand einer Normand? Und dabei steht der Knabe von damals lebhafter wie jemals vor ihrer Seele. Sie denkt wieder zurück an jenen schmerzlichen Moment, in welchem er sich von ihr losgerissen, mit dem mädchenhaften aber eigenwilligen Gesicht, aus dem die helle Begeisterung für den Kampf und den Sieg sprach.

Die Thränen der Mutter rührten ihn, er weinte selber mit ihr, und gewiß hätte es in diesem Augenblick nur eines Winkes von Seiten des Vaters gekostet, um ihn von dem verhängnisvollen Wege zurückzuhalten, aber dieser Wink wurde von dem Vater nicht erteilt, mit einem stummen Händedruck opferte er ihn dem Vaterland.

⟡⟡⟡ Lohr. ⟡⟡⟡

In herrlicher Gegend am Mainufer, nicht weit von Homburg, liegt das betriebsame Städtchen Lohr. Wie unser Bild zeigt, besitzt Lohr eine prächtige steinerne Brücke, unter welcher der Main dahinrauscht, und weit in die Ferne ragend erblickt man ein altes Schloß das hübsche Rathaus und die Kirche.

recht, nun mag die Normand kommen. So schwer es auch sein mag, eine Person zu sehen und zu sprechen, die einst als leichtgeschürzte Sängerin lüderlicher Lieder ihr Brot sich verdiente, die mir so weh gethan, ich will es wagen. Mein Gott, ein Weib, die aus einem Sumpf hervorsteigt, bringt mir meinen Sohn! Und was hat sie aus ihm gemacht?“

Bertram suchte nach Worten, um diese gemütskranke Frau zu trösten, aber er konnte keine finden und saß schweigend da. Endlich raffte er sich auf, mit dem Verlangen nach frischer Luft, nach andrer Umgebung.

„Gnädige Frau,“ sagte er und richtete sich auf, „mich rufen meine Geschäfte, entschuldigen Sie mich. Ich kam hierher mit der Ueberzeugung, etwas Gutes zu thun, Ihnen das helle Glück ins Haus zu bringen und hoffe, daß mein Unterfangen von Ihnen nicht übel gedeutet wird.“

Er reichte ihr zum Abschied die Hand, aber sie hielt diese Hand fest, wie wenn sie ihn zurückhalten wollte.

„Herr Bertram, Ihre Entschuldigungen thun mir weh, nein, nein, kein solches Wort mehr, ich beschwöre Sie. O, glauben Sie mir, auch ich spreche mich nicht frei von aller und brütend auf und ab. Nicht an den zurückkehrenden Sohn dachte sie, nicht ihm, dem Liebling, galten die Stürme in ihrer Brust, sondern der Normand.

Auf einmal fiel ihr ein, daß sie noch eine ganze Reihe von Fragen an Bertram zu richten habe, daß sie nicht einmal über das Wichtigste informiert sei und nicht wisse, wann Alfred endlich wieder ins Elternhaus zu treten beabsichtige und wo er sich gegenwärtig aufhielte.

Zuerst wollte sie den Diener beauftragen, den Mann aus dem verhängnisvollen Albersweiler zurückzurufen, dann aber besann sie sich eines Besseren und eilte selbst in den Vorgarten hinaus.

Erst als sie am Gitterthor stand, fiel es ihr ein, daß Bertram schon mindestens vor zehn Minuten von ihr weggegangen sei und er mithin beinahe die Stadt erreicht haben müsse. Ein Diener, der die Herrin ins Freie eilen sah, war mit einem Schirm nachgekommen. Sie nahm den Schirm aus seiner Hand, um sich gegen den immer stärker werdenden Regen zu schützen und schickte diesen in das Haus zurück.

Erst nach geraumer Zeit wendete sie sich vom Thore ab und schritt unter dem Schirm

„Gott im Himmel,“ ruft sie jetzt aus, „warum jauchze ich nicht, warum danke ich meinem Gott nicht auf den Knien, ich soll ja meinen Sohn wiederbekommen, meinen Erben, die Freude meines Lebens!“

Aber schon wieder erstarrt der aufjauchzende Jubel in ihrem Mutterherzen vor der Frage: „Was hat die Normand aus ihm gemacht? Stahl sie sich in sein Herz, wurde sie ihm eine Mutter in all den schweren Stunden, die über ihn gekommen? War es die Normand, die ihn veranlaßte, in all den Jahren kein Lebenszeichen von sich zu geben, nie an diejenige zu schreiben, die doch allein ein unbestreitbares, göttliches Recht hatte, seine Mutter zu sein?“

Im Portal kommt ihr Hertha entgegen. Prüfend sieht die Freifrau ihrer Tochter ins Angesicht. Sie will ergründen, welche Aehnlichkeit Hertha mit ihrem Sohne Alfred habe. Keine, gar keine, denn sie sieht dem Vater ähnlich, Alfred aber war der Mutter Ebenbild.

„Herr Bertram ist schon weggegangen, Mama, wie schade, gern hätte ich ihn gefragt, wo Alfred sich jetzt befindet, oder wann er bei uns eintrifft.“

(Fortsetzung folgt.)

Zu unsern Bildern.

Die neue meteorologische Station auf der Zugspitze ist der vorgeschobenste Posten der deutschen meteorologischen Wissenschaft, der auf dem unwirtlichen, fast 3000 Meter hohen, Bergesgipfel liegt. Es wird namentlich in Sturm und Schnee zur Winterszeit, wenn da oben vielleicht wochenlang jede Verbindung mit der übrigen Welt abgeschnitten ist, für den in der Station hausenden Forscher keine leichte und angenehme Aufgabe sein, dort seines Amtes zu walten. Dafür mag ihn an schönen Sommertagen der wunderbare Fernblick über das Alpengebiet und das stolze Gefühl entschädigen, hoch überm Erdenstaube und Lärm des Tages hier in erhabener Einsamkeit, nahe den ewigen Firnen dem Dienste menschenfreundlicher Wissenschaft zuleben.

Ernst u. Scherz.

Die gefangene Prinzessin. Kaiser Wilhelm besuchte jüngst das Schloß Ahlden in Hannover und durchwanderte bewegt alle jene Gemächer, in denen die Großmutter Friedrichs des Großen, die Urahne des Kaisers, von 1694 bis zu ihrem Tode 1727 in grausamer Gefangenschaft gehalten wurde. Von ihrem Gatten, der als Georg I. den Thron Großbritanniens bestieg, als junge schöne Mutter aus den Armen ihrer Kinder gerissen, die sie nie wieder sehen durfte, vertrauerte die unglückliche Prinzessin von Ahlden, wie man die Gefangene nannte, hinter vergitterten Fenstern ihr Dasein. Die unglückliche Frau war als Tochter des Herzogs Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg-Celle geboren und ward als Gattin Georg I. das grausame Opfer ihrer Schwiegereltern, die sie mit ihrem Haß verfolgten.

Schlecht angebrachtes Citat. Fräulein (nachdem sie einen möglichst schauderhaften Traum erzählt hat): Nun sagen Sie mal, was halten Sie eigentlich davon? Herr (achselzuckend): Ja, Fräulein, darauf weiß ich nur mit Hamlet zu antworten: „Es geschehen Dinge zwischen Himmel und Erde . . .!"

Kneipbrüder im Tierreich. Schon vor vielen Jahren hat ein berühmter Bienenzüchter behauptet, daß seine, besonders in den ersten Morgenstunden ausschwärmenden Bienen, immer mehr oder minder angesäuselt nach kurzer Zeit in den Korb zurückkehren. Er hat beobachtet, daß manche Bienen so bekneipt waren, daß sie im Bienenkorb etwas rasten mußten, ehe sie die Arbeit wieder aufnehmen konnten. Thatsächlich finden die fleißigen Insekten in den Kelchen mancher Blumenarten — besonders in den gern besuchten roten Blüten des türkischen Klees — einen vorzüglichen Tropfen „Thau" vor, der wie der köstlichste Wein eine anheiternde und zuletzt berauschende Wirkung ausübt. Dieser aromatische Morgentrunk spornt aber auch die Arbeitslust der Bienen an. Dieses fröhliche, ruhelose Umhersuchen früh am Morgen ist hauptsächlich auf den guten Tropfen zurückzuführen, der den Insekten in den Blüten winkt und so läßt sich ihr erster Ausflug ganz gut mit einer entzückenden Kneipfahrt von Blüte zu Blüte vergleichen, die das Herz eines jeden Bruder Studio in hellen Jubel versetzen muß. Erst wenn die Sonne höher steigt und ihre Strahlen die Thauperlen aufsaugen, hat die Kneipfreude der Bienen ihr Ende. Sie werden alsdann mürrisch, übelgelaunt, mißmutig summen sie einher und besteigen sie einen Blütenkelch, so zerkratzen sie, umsonst nach dem guten Tropfen suchend, den Fruchtknoten, wühlen die Staubfäden durcheinander, sodaß der Blütenstaub aufwirbelt und benehmen sich ganz wie ein durstiger Kneipbruder, dem man alles weggetrunken hat.

Doppelsinnig.

Sie: Was für ein Kostüm, lieber Arthur, könnte ich mir wohl zu dem großen Ballfest bei der Gräfin X. anfertigen lassen? Vielleicht ein solches von Seidenbrokat und echten Brüsseler Spitzen, wie es letzthin die Fürstin M. trug! Wie findest Du diesen Gedanken?

Er: Unbezahlbar — meine Theuere!

Auflösung der Schachaufgabe

aus voriger Nummer:

1. Dd5—a6 Ke4—15;
2. Da6×e6‡ beliebig;
3. Ld1—c2‡ resp. Ld1×g4‡

1. . . . . Ke4—d3;
2. Ld1—c2‡ Kd3—c3;
3. Da6—a5‡

1. . . . . . Sg8—beliebig;
2. 12—13‡ beliebig;
3. Ld1—c2‡ resp. Tb8—b3‡ resp. Se8—(×)c7‡

1. . . . . . Sf7, beliebig;
2. Se8—(×)d6‡ Ke4—d3
3. Tb8—b3‡

1. . . . . Ld5—beliebig
2. Ld1—c2‡ K beliebig
3. Se8—b6‡ resp. Da6×c6‡ resp. Da6×b7‡ resp. Da6×a8‡

1. . . . . c4—c—3
2. Da6—d3‡ Ke4×d3
3. Ld1—c2‡

1. . . . . . . e6—e5
2. Da6—g6 matt.

Fatal. Von der Hubern borge ich mir nie wieder einen Schirm, immer verlangt sie ihn grade dann erst zurück, wenn ich mir ihn hab' neu überziehen lassen!

Die Werke der Zahnärzte. Von dem italienischen Arzt Dr. Oscar Amondo in Rom, ist ein interessantes Buch erschienen, das sich mit den falschen, oder mit Goldplomben künstlich erhaltenen Zähnen beschäftigt. Besonders lesenswert in diesem Buche ist der Abschnitt, daß das Wiedererkennen der Leichen verunglückter Personen nur durch die Zähne möglich war. So wurde die bei der schrecklichen Pariser Brandkatastrophe am 4. Mai 1897 mit so vielen andern hochgestellten Personen verunglückte Herzogin von Alençon nur an ihren Zähnen wieder erkannt. Aus einem Haufen verkohlter Leichen, an denen kein Merkmal, nicht einmal der Trauring an der Hand zurückgeblieben war, suchte der Zahnarzt die Leiche der Herzogin hervor, und wies unbezweifelbar nach, daß sie es war, und zwar an dem Gebiß, — das die furchtbaren Flammen nicht zerstören konnten. Ein andrer Fall bildet die von den Zulukaffern schrecklich verstümmelte Leiche des Prinzen Lulu Napoleon. Bekanntlich fiel der einzige Sohn Napoleons III. 1878 im Kampf gegen die Zulus in Afrika. Zweifelnd standen die, von ihrer Flucht zurückkehrenden Engländer vor einem Haufen Gefallener, denen der Feind die letzten Kleiderfetzen von den Leibern gerissen. Unter diesen sollte der gefallene Prinz herausgefunden werden, was fast unmöglich erschien. Da erinnerte sich ein junger Arzt, daß sich der Prinz vor drei Jahren, durch einen Sturz vom Pferde, die Vorderzähne zerschmettert und diese durch künstliche Zähne ersetzt worden waren. Man untersuchte nun die Zähne der Gefallenen und fand endlich den Kaisersohn unter den Toten heraus.

Praktische Psychologie. „Ich interessiere mich sehr für diese junge Dame. Ich lese auf ihren Zügen entweder den Schatten eines schweren Schmerzes, die drückende Last eines tiefen Geheimnisses oder Reue über, wer weiß welchen Fehler." — „Vielleicht über den Fehler, sich zu enge Stiefel gekauft zu haben."

Buchstabenrätsel.

Mit einem a erblickest Du
In mir der Herrschaft stolzes Zeichen,
Doch fügest Du ein u hinzu,
Muß oft schon leisem Hauch ich weichen.

Zifferurätsel.

1 2 3 4 5 6 und 7
Kann jeder nur post festum lieben,
Nach 1 2 6 ward, wie bekannt,
Das deutsche Volk dereinst genannt;
1 2 6 3 4 2 verschafft
Dir dieses Volkes Lieblingssaft.
1 2 6 7 thue oft
Das Gute, was man von Dir hofft;
3 4 5 6 und 7 macht
Dir Freude in der dunklen Nacht;
Von 7 2 1 2 6 sagt
Man, daß sein Geist hervor nicht ragt;
Doch wär es gut, ließ' sich verschieben
Manchmal 6 2 1 2 und 7.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösungen aus voriger Nummer:

der Scharade: **Wiegenfest**; des Buchstabenrätsels: **Hammel, Himmel, Hummel.**

Verantwortl. Redacteur C. Fischer, Berlin-Charlottenburg.
Druck und Verlag von
Ihring & Fahrenholtz, Berlin S. 42, Prinzenstr. 86.